

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 12

Artikel: Ein Jahr Tessinergeschichte : 1848 : eine historische Parallele
[Schluss]
Autor: [Schluss]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

feine Linien mit verwirrender Deutlichkeit lebendig gemacht! Ein zeichnerisch ganz vorzügliches Blatt, aber doch noch mit einem höhern Reiz begabt. Es ist die heimliche Musik des liebevollen Künstlerherzens, die um die sagenhaften Mauern klingt. Wenn Hunderte denselben Gegenstand zeichnen, wird es kaum einem gelingen, uns das Gesehene mit solch energischer Deutlichkeit, Klarheit und Lebendigkeit vor Augen zu stellen. Seine Liebe zum organischen Wesen lebt in der letzten Epheuranke, im letzten Baumtrieb und im letzten Fensterchen, durch welches die Ruine in die kühle Welt hinausblickt.

Von dem figürlichen Darstellungsvermögen Anners gibt uns das **Portrait Albert Fröhlich's**, eines Zürcher Architekten (von Brugg), einen kräftigen Begriff. Der geniale jugendliche Kopf, der wie Anner selbst alles durch und aus sich selbst geworden, aber im Gegensatz zu diesem mehr Selbstbewußtsein zur Schau trägt in Blick und Haltung, ist nicht nur treu, sondern in einer gewissen Steigerung des eigenen Wesens gesehnt und so zum Typus erhoben, der eine ganze Menschenart verkörpert. Modelliert ist auch dieser Kopf wie sovieler andere, die wir von Anner sahen, aufs schönste. Und dieselbe Liebe spricht aus ihm wie aus den Blumen und Ranken, Blättern und Bäumen, wie aus den Baumgruppen, aus der „Gipsmühle“, wo die Faserung der Bretter, die Spalten und Ritzen mit einer Sorgfalt und Treue wiedergegeben sind, daß man den einfachen Gegenstand mit wahrer Andacht betrachtet. Alles lebt.

Auf Bestellung hat Anner eine Menge *Ex libris* komponiert, die wahre Kunstwerkchen geworden sind, indem er sich die völlige Freiheit wahrte, den persönlichen Wünschen der Besteller die Gestalt zu geben, die er vor der Kunst verantworten konnte. Eines ist uns in Erinnerung, (Olga Rehr), das eine Tempelruine darstellt, welche vom Meer umrauscht wird — eine wahre Symphonie, in der sich Kunst und Natur, Kraft und Freiheit, Trauer und Hoffnung, wie dies meist bei Anners Werken zutrifft, zu ergreifendem Einklang zusammengefunden haben. Kann man etwas Besseres von einem Künstler sagen? Anner ist einer von den wenigen, die ganz ihrer Kunst leben, soweit es die Werktagspflichten es ihnen erlauben.

Ein Jahr Tessinergeschichte: 1848.

Eine historische Parallele.

(Schluß.)

Aller Augen richteten sich jetzt nach Bern. Im Tessin erwartete man nichts weniger als die Abberufung des schweizerischen Gesandten Kern in Wien — Ghiesà spricht irrtümlich von „Botschafter“ —, die Bewaffnung der italienischen Emigranten im Tessin, die Ausweisung aller Österreicher und die Mobilisation oder gar den Krieg. Dieser Meinung war auch der Genfer Almeras auf der Tagsatzung vom 19. September. Man solle Österreich in Wien zur Rede stellen, mit Radetzky nicht verhandeln, die Aufhebung des blocus verlangen oder, falls man in Wien sich mit Radetzky solidarisch erkläre, den Krieg anfangen.

Ein Punkt bleibt unaufgeklärt: welches waren Radekhs Vollmachten? Hatte er ein Recht zur Ergreifung seiner Maßregeln, hatte er politische Kompetenzen? Unklar bleibt auch, inwiefern Tessin einmal als souveräner Staat mit Radekh verhandelt, statt den Mann, an dessen Kompetenz man zweifelte, mit keiner Antwort zu beehren, dann aber, als die Sache bedenklich wurde, sich als integrierender Bestandteil der Eidgenossenschaft empfindet und ihr, selbst untätig, das Weitere überläßt. Es scheint hier auf schweizerischer wie österreichischer Seite an einer reinlichen Ausscheidung der Kompetenzen gefehlt zu haben.

Bei seiner Manie, die ruhige historische Darstellung mit aktuellen politischen Anspielungen zu würzen, glaubt Ghiesa hier folgenden Seitensprung machen zu müssen. „Gerade jetzt beginnt in der eidgenössischen Familie unsere sonderbare Situation sich zu kennzeichnen: wir sind brave Leuten, die man etwas überwachen muß, artige Kinder mit etwas heißem Blut und mit mancherlei sonderbaren Ideen . . . „unsere Tessiner“ (in welcher Bezeichnung man sonderbarer Weise jenseits des Gotthard eine verletzende Bemusterung herauslesen will), die jüngeren Brüder und Benjamine. Wer es tragisch nehmen wollte, könnte beifügen: Liebe ohne Achtung. Aber kehren wir zur Sache zurück. Es wäre in der Tat besser gewesen, der Verfasser wäre bei der Stange geblieben.

In der Tagssagung stimmten einige Mitglieder aus allen Landesteilen den Vorschlägen Almeras-Lubini zu; es waren ihrer wenige. Die Mehrheit begnügte sich mit Vorstellungen in Wien (es wurde also mit Radekh nicht verhandelt!) und verlangte die Aufhebung der Maßregeln, da seine Anklagen unbegründet (übertrieben wäre das richtige Wort gewesen) seien. Als KonzeSSION an Österreich wurden zwei eidgenössische Kommissäre, Escher und Münzinger, zur Wahrung der schweizerischen (nicht Tessiner) Interessen mit der Brigade des Obersten Ritter ins Tessin gesandt.

Diese Maßregel versuchte beiden Teilen gerecht zu werden. Man gab zu, — das bestätigte auch Dufour nachher — es sei im Tessin nicht alles, wie es sein sollte, aber man war auch von den Übertreibungen Radekhs überzeugt. Merkwürdig schnell war man in Wien zufriedengestellt; man hege in die Maßregeln des Bundes „unbegrenztes Vertrauen“. Die Tessiner dagegen empfanden die Gegenwart der Brigade Ritter mehr als ein Okkupationskorps zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und blieben unzufrieden.

Ende Oktober begannen neue, schlechtorganisierte, aufrührerische Bewegungen im Beltlin, im Val d'Intelvi (zwischen Luganer- und Comersee) und am Langensee. Auführer bemächtigten sich eines österreichischen Dampfers in schweizerischen Gewässern. Genug, der General Wohlgemut drohte den schon nach einem Monat wieder aufgehobenen blocus zu erneuern und sprach sich über die Haltung der Tessiner dem Bunde gegenüber verlegend aus. Im Tessin hatte man denn doch das Gefühl, daß man den Dingen nicht ihren Lauf lassen könne, und die Gegenwart der eidgenössischen Kommissäre war gewiß nicht unnütz. Der Regierungsrat wies die Teilnehmer an den letzten Unruhen aus; wieviele dieses Los traf, wäre wichtig zu wissen. Das Direktorium ging einen Schritt weiter und verlangte die Auswahl aller Flüchtlinge (also doch nicht aller Italiener?) mit Ausnahme der Frauen, der Alten und Kranken. Auch hier kommt zur gerechten Beurteilung dieser Maßregel alles darauf an, zu wissen, wieviele gingen und wieviele blieben.

Es sollen etwa je 2000 gewesen sein.*) Wer aus dem Tessin die pessimistischen Stimmungsberichte an die Tagsatzung schrieb (altri sagt Chiesà) und worauf sie sich gründeten, wäre noch zu untersuchen. Genug, man hielt in Bern die tessinische Begeisterung gegenüber der italienischen Sache für den Anfang der politischen Loslösung von der Schweiz, für die keinerlei Beweise vorlagen. Die Kommissäre Escher und Munzinger scheinen auch, nach Chiesà wenigstens, für die Psychologie der Tessiner recht geringes Verständnis gezeigt zu haben. Genug, die „alten“ italienischen Flüchtlinge im Tessin sollten nach der Innerschweiz überführt, Ausnahmen jedoch gestattet, die neuen aber nicht mehr angenommen werden. Gegen die Stimmen Luvinis, Piodas, Dufours wurde in den bewegten und nicht immer würdigen Sitzungen vom 21./22. November die oben gefaßten Anträge zu Beschlüssen erhoben. Sonderbarer Weise erzählt Chiesà nicht, wohin die Flüchtlinge transportiert wurden, wieviele im Tessin verblieben und wieviele an der Grenze abgewiesen wurden. Auch möchte man wissen, ob in Locarno, im Vergell und Buschlag die schweizerische Grenze den Flüchtlingen noch offen blieb. Und war schließlich der Weitertransport italienischer Flüchtlinge in die Innerschweiz nicht auch noch eine Form des Asylrechts und der schweizerischen Gastfreundschaft? Würde man heute nicht genau so verfahren und das ganz natürlich finden? Sind die italienischen Flüchtlinge in der Innerschweiz so unglücklich gewesen? Haben wir doch heute Franzosen in den Kantonen Luzern, Obwalden, Bern, Graubünden, Tessin, denen es nicht allzu schlecht zu gehen scheint? Gewiß hatte die Maßregel ihre Härte. Aber wenn Tessin gewiß nicht der Wolf der Fabel war, so war es doch auch nicht das Lamm.

* * *

Eine Charakteristik der Schlußkapitel Chiesàs würde uns zu weit führen, so bedeutsam sie sind. Sie entwickeln auf historischer Grundlage ein politisches Programm der Gegenwart und Zukunft, das eingehende Diskussion verdiente. In zwei Abschnitten behandelt der Verfasser erst den Elvetismo, dann die Italianità des Tessins. Sein Schweizertum definiert er in seinen drei Ursachen als die Wohltat der Freiheit, die Möglichkeit der Erhaltung lokaler Traditionen, die aus der Gewohnheit des Zusammenlebens und der Dankbarkeit entspringende, wohlwollende Brüderlichkeit für die Miteidgenossen.

Dem gegenüber könnte man mit Chiesàs eigenen Worten boshaft einwenden, daß andere Völker heute ebenso frei sind und die Freiheit bei uns mehr ab- als zugenommen hat. Die lokale Selbständigkeit fände man vielleicht auch anderswo und die Gewohnheit des Zusammenlebens ist kein sehr festes Band, sonst gäbe es keine Geschichte mehr. Man vermißt das Bekenntnis zu dem schweizerischen Ideal der Zusammenfassung dreier Kulturen und ihres brüderlichen Austauschs unter einem politischen Banner. Doch es wird Niemandem einfallen, darum an der begeisterten und bewährten Landestreue der Tessiner zu zweifeln, die vielleicht doch tiefere moralische und wirtschaftliche Gründe hat, als der Verfasser meint. Bei der Begründung der Italianità des Tessins betont Chiesà nicht nur den Freiheitsglauben des Tessins, auch nach der wiedereinsetzenden österreichischen Sanktion, sowie die

*) Nach anderen Berichten blieben 800 oder 900 Männer, 500 Frauen, 400 Kinder.

Opfer, die Tessin freudig für Italiens künftige Freiheit und Größe brachte, sondern er legt auch Wert darauf, daß diese Begeisterung und Opferfreudigkeit sich vor allem auf die *Rassengemeinschaft* gründe, was z. B. den Enthusiasmus der konservativen Tessiner für Italiens Sache erkläre. Dabei vermindert er zweifellos den hohen Wert der tessinischen Haltung Italien gegenüber. Es ist bekanntlich leichter, Verwandten als Fremden zu helfen und „wenn ihr nur zu Euren Freunden freundlich tut, wozu Lohnes habt ihr davon?“ Es wäre verdienstlicher, wenn die Tessiner nicht als Blutsbrüder, sondern einfach als Freiheitsfreunde und Tyrannenhasser aufgetreten wären. Ghiesia nimmt uns diese schöne Illusion und gibt anscheinend der Wahrheit die Ehre.

Im Schlußkapitel kommt er zu folgenden Schlüssen. Das Jahr 1848 war gewiß glücklich für die Schweiz, es hat aber auch mit mehr oder weniger Notwendigkeit Traditionen erzeugt, die man bedauern kann. Seit 1848 ist die schweizerische Neutralität unbestritten, streng, vorsichtig, kühl bis ins Herz hinein. Sie hat keine offiziellen Sympathien und Antipathien mehr. *Vos sympathies pour la cause italienne sont aussi les nôtres*, schrieb der Bundesrat am 6. Januar 1849 an den Tessiner Regierungsrat! Sie findet es nicht mehr unwürdig, noch verhängnisvoll, im Kampf gegen die Tyrannen neutral zu bleiben. An Stelle edelmütigen Glaubens ist Vernunft und Klugheit getreten. Die materiellen Werte haben sich mächtig entwickelt, die idealen sind zurückgeblieben. Wir sind aller Welt Freund, das ist gut, vielleicht nötig, aber das Daseinsrecht eines Volkes läßt sich nicht auf negative Formeln bringen, alles zu vermeiden, was uns die Feindschaft des Nachbarn zuziehen könnte. Denn der Nachbar wird anmaßend, wenn er weiß, daß der andere um jeden Preis den Streit vermeidet. Jede Nation vertritt eine Idee; die unsere war die der Freiheit. Sie ist uns heute nicht mehr eigentümlich. Haben wir an ihrer Stelle ein anderes Ideal. Die Mahnung zur Eintracht, zur politischen Jugenderziehung scheinen das Gegenteil zu beweisen. Wir sind heute arm an idealen Gedanken. Mit dem „Sich scharen ums eidgenössische Banner“ ist es nicht getan; die wachsende Zentralisation ist, wenn nicht das Ende der Schweiz, doch das Ende ihrer Eintracht, das Ideal unseres Landes soll sein: „die Freiheit, die alle in unsern drei historischen Gruppen enthaltenen Energien, die Sprach- und Stammeigentümlichkeiten anerkennt und fortentwickelt, statt sie zu hemmen“.

Wir treten hier nicht auf die Diskussionen dieser Thesen ein, denen jeder Schweizer teilweise, mancher ganz zustimmen wird. Uns kommt es diesmal nur auf den historischen Gehalt der Broschüre Ghiesias an. Sie bildet einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, ist aber wohl im Einzelnen der Ergänzung und Korrektur bedürftig. Denn die politische These und Tendenz stört etwas die Ruhe und Sachlichkeit des Geschichtsschreibers. Mehr als nötig ist die Subjektivität im Spiele. Wie schwer ist es doch, Geschichte zu schreiben, ohne dabei Selbstbekenntnisse vorzubringen!

Ed. Blahhoff-Dejeune.

Man sollte allen Kindern in ihren Freistunden Handwerke lehren, statt sie herumtoben zu lassen. Sie haben so große Freude am Selbstschaffen und Arbeiten.